

Bernhard Waldenfels

FESTE FEIERN, WIE SIE FALLEN

Abstract

Festivals are a sort of hyperphenomenon. Firstly, they take place here and now, but exceeding every kind of normality. Partly, they refer to recurrent events such as springtime or Thanksgiving; partly, they remind us of personal events like our own birth, of religious events like the birth of Christ or of political events like the French revolution whose singularity is celebrated by repeating the unrepeatable. Further, we celebrate festivals along with others whose experiences we share and with whom we live together. But there are also dubious festivals like victory celebrations that we are celebrating against others. Common festivals are more or less exclusive. Finally, we have to distinguish between festival events, framed in a specific way and performed in accordance to certain rituals, and extraordinary qualities of festivity spreading out over the world, producing a certain splendor which is increased by the effects of art. In sum, our way of celebrating festivals shows how we are living and dying together. Festivals raise the question whether life is worth being celebrated or not. People getting completely normalised or being centered on their own interest would be people without festivity. Festivals are a sort of life test.

Feste verstehen sich nicht von selbst. Sie können in leeren Ritualen erstarren, sie können austrocknen und sich in bloße Rinnsale verwandeln, sie können sich auf arbeitsfreie Tage reduzieren. Ihr Glanz kann verblassen, es kann sein, daß es gar nichts mehr zu feiern gibt. Auf keinen Fall lassen Feste sich verordnen. Feste sind so besehen Lebenszeichen, doch sind sie nicht auch Todeszeichen? Die Rolle des Festes in unserem persönlichen Leben und in unserer gemeinsamen Geschichte gibt viele Fragen auf. Ich werde mich Phänomen des Festes unter drei Aspekten nähern: Feste haben es mit mehr zu tun als mit dem Gewöhnlichen; Feste laden zum Mitfeiern ein; Festlichkeit hat einen Überschußcharakter.

1. Mehr als gewöhnlich

Feste fallen auf ein bestimmtes Datum. Im Deutschen gibt es dazu eine Redensart: «Man soll die Feste feiern, wie sie fallen». Das Fallen ist eine Bewegung, die uns mitnimmt, und kein Akt, den wir vollführen, keine Arbeitsleistung, die wir erbringen. Dahinter steht die Einsicht, daß Feste sich nicht fest planen und sich nicht nach Belieben anberaumen lassen wie eine Sondersitzung im Parlament. Wie laut Nietzsche «ein Gedanke kommt,

wenn „er“ will, und nicht wenn „ich“ will¹, so kommen auch Feste, wenn „sie“ wollen, nicht wenn „wir“ wollen. Feste gehören ähnlich wie Gabe, Eros, Spiel und Schmuck zu den *Hyperphänomenen*, denen etwas Überschwengliches anhaftet, mit dem sie gewöhnliche Phänomene verfremden und über sich selbst hinaustreiben. Platonisch gesprochen handelt es sich um ein „Mehr an Sein“². Um zu feiern genügt nicht die Tatsache, daß unser Erkenntnisbemühen zu einer haltbaren Einsicht geführt oder ein Handlungsergebnis sich als gut und richtig erwiesen hat; denn welchen Grund gäbe es, die Tatsache zu feiern, daß ein pflichtgemäßes Soll erfüllt, ein Planungsziel erreicht oder ein Problem gelöst wurde, wenn wir doch Herr der Lage sind? Würden wir feiern, was in unserer Hand liegt, so würden wir uns selbst feiern, gleich als würde ein Redner sich selbst applaudieren. Hierin mag der Grund liegen, daß weder in der aristotelischen Tugendlehre, noch in Kants Pflichtenlehre, noch in technischen Werkstätten Feiern vorgesehen sind. Ein Mangel an Festfreude ist somit typisch für Gesellschaften, die ihren Zusammenhalt primär in zielgerechten Planungen, im normativen Verhalten, in bürokratischen Maßnahmen oder im ökonomischen Ertrag suchen. Verbleibende Festlichkeiten werden abgedrängt ins „Lampenlicht des Privaten“³.

Doch es fragt sich, wieweit eine solch rigorose Ernüchterung überhaupt durchführbar ist. Man denke daran, daß das Erreichen von Zielen von zufälligen Umständen abhängt, die sich nur annähernd einplanen lassen. Deshalb berücksichtigt Aristoteles durchgehend das Glücken oder Mißglücken einer Handlung; als εὐτυχία und ἀτυχία hängt es von der Tyche ab, die durch keine Techne und keine Phronesis voll und ganz auszuschalten ist. Was Kant angeht, so legt er zwar die Glückswürdigkeit in unsere Hände, nicht aber die Glückseligkeit selbst. Schließlich stoßen pragmatische und technische Herstellungsprozesse an Grenzen des Machbaren; es kann zu Katastrophen kommen wie erst kürzlich in dem Kernkraftwerk von Fukushima. Äußere Gefahren und selbstgeschaffene Risiken bringen es mit sich, daß am Rande des normalen Lebens immerzu Außerordentliches auftaucht. Das Außerordentliche, das den normalen Gang der Dinge unterbricht, kann verderbliche Folgen haben, es kann aber auch den Charakter eines Glücksfundes annehmen, der von den Griechen ἔρμαιον genannt und dem Gott Hermes zugeschrieben wurde. Glücksfunde wie der sprichwörtliche Schatz im Acker tauchen immer wieder in alten Stiftungssagen auf, in denen die Ortswahl einer Stadt oder eines Klosters auf überraschende Funde wie das Aufsprudeln einer Quelle oder die Entdeckung einer Furt zurückgeführt wird. So gibt es immer wieder Grund zum Feiern.

Was nun das ausdrückliche Feiern von Festen angeht, so besagt auch dies keineswegs, daß wir das Feld des Normalen und Gewöhnlichen gänzlich hinter uns lassen. Feste unterbrechen den normalen Gang der Dinge; doch sie bilden keine bloßen Freizeiten, keine „Auszeiten“, wie man neuerdings sagt, in denen wir nichts tun als „krank feiern“, so wie für Wittgenstein die Sprache „feiert“, wenn sie ihren Dienst versagt und leerläuft.⁴

¹ F. NIETZSCHE, *Jenseits von Gut und Böse*, Aph. 17.

² Vgl. vom Verfasser *Hyperphänomene. Modi hyperbolischer Erfahrung*, Suhrkamp, Berlin 2012, dazu *Estraneo, straniero, straordinario. Saggi di fenomenologia responsiva*, hrsg. U. Perone, Rosenberg & Sellier, Torino 2011.

³ Vgl. die Bemerkung von Karl Marx in seinen *Heften zur epikureischen, stoischen und skeptischen Philosophie*, in: K. MARX-F. ENGELS, *Werke [MEW]*, Dietz, Berlin 1956ff., Ergänzungsband, S. 218.

⁴ Vgl. L. WITTGENSTEIN, *Philosophische Untersuchungen*, Nr. 38 (Suhrkamp, Frankfurt a.M. 1963, S. 309).

Das Festliche fällt auch nicht von einem heiteren Festhimmel, der alle Niederungen des Lebens überstrahlt, sondern als Außeralltägliches hebt es sich ab vom wiederkehrenden Einerlei des Alltäglichen; das Schicksal des Außeralltäglichen ist eng verbunden mit dem des Alltagslebens⁵. Feste fügen sich ein in einen *Festkalender* und nehmen *Festplätze* ein; sie „finden statt“, *hanno luogo*. Dies beginnt mit persönlichen und familiären Ereignissen wie Geburt, Schulabschluß, Hochzeit, Berufseintritt und Tod. Es setzt sich fort in den verschiedenen Berufsfeldern, etwa als Richtfest, wenn der Bau zu einem ersten Abschluß kommt, als Jubiläumsfeier einer Firma oder als Eröffnung einer wichtigen Verkehrsstrecke. Die Festlichkeit breitet sich aus in der Öffentlichkeit, wenn Feste kollektiv begangen werden. In traditionellen Gesellschaften gehen kollektive Feste zumeist auf rhythmisch wiederkehrende Naturereignisse zurück, so etwa auf den Frühlingsbeginn wie das japanische Kirschblütenfest, das in öffentlichen Parks begangen wird, auf die Sommersonnenwende mit ihren Bergfeuern, die Wintersonnenwende mit ihrem Geisteraustreiben oder auf die herbstliche Ernte mit ihren Erntedankfesten. Hinzukommen religiöse Feste wie Weihnachten und Ostern, Jom Kippur und Laubhüttenfest oder das Ramadamfasten. Sie lehnen sich teilweise an naturnahe Bräuche an, doch beziehen sie sich zurück auf Stiftungsereignisse, die nicht einfach wiederkehren wie der Frühling, sondern historisch nachwirken, selbst wenn der Ursprung sich in einer dunklen Vorzeit verliert. In den griechischen Olympiaden vereinigten sich die Völker zum «Kampf der Wagen und Gesänge», wie Schiller ihn in den *Kranichen des Ibycus* besingt. Einiges davon ist bewahrt in Theater- und Musikfestspielen sowie in Sportfesten. Schließlich feiern wir politische Feste. Diese beziehen sich teilweise auf mythische oder halbmythische Vorgänge, so etwa die Schiffahrt nach und von Delos zur Erinnerung an Theseus und zu Ehren Apolls als ein altes Ritual, das dem auf seinen Tod wartenden Sokrates eine Gnadenfrist beschert. In der modernen Welt sind es historische und nationale Ereignisse wie Staatsgründung, Revolution, Befreiung oder Friedensschluß, die feierlich begangen werden, mitunter als veritables Volksfest. So feiert Frankreich den 14. Juli als *fête nationale* in Erinnerung an den Sturm auf die Bastille; laut Kant handelt es sich um ein Phänomen in der Menschheitsgeschichte, das sich «nicht mehr vergißt».⁶ Feste sind nicht autark, sie leben vom Kontrast zum Alltag; wären alle Tage Festtage, so wäre kein Tag ein Festtag. Gegenüber dem Schatzgräber, der auf den großen Glücksfund wartet, plädiert Goethe für einen Rhythmus von Alltag und Fest: «Tages Arbeit! Abends Gäste! / Saure Wochen! Frohe Feste! / Sei dein künftig Zauberwort» (*Der Schatzgräber*).

Das Feiern von Festen entfaltet eine besondere Form der Zeitlichkeit. Das Fest hebt sich aus der Abfolge von Ereignissen heraus, indem es die Vielfalt des Lebens und der Welt brennpunktartig im *nunc stans* einer augenblickshaften Gegenwart zusammenzieht. Die Zeit des Festes ist das Jetzt, nicht als Jetztpunkt, sondern als ein Gegenwartsfeld von bestimmter Dichte und Breite. Doch hierbei ist zu unterscheiden zwischen regelmäßig wiederkehrenden Festanlässen und singulären Stiftungsereignissen, die sich

⁵ Vgl. vom Verfasser *Der Stachel des Fremden*, Suhrkamp, Frankfurt a.M. 1998³, Kap. 12: *Alltag als Schmelztiegel der Rationalität*.

⁶ I. KANT, *Der Streit der Fakultäten*, A 149.

in die Gegenwart eingraben wie eine Urvergangenheit, die nie Gegenwart war⁷. Die Gegenwart des Festes, die auf reine Anwesenheit und ewige Wiederkehr aus ist, wird ständig unterhöhlt durch die Abwesenheit dessen, was zu feiern ist. Dem Feiern solcher Feste wohnt eine originäre Nachträglichkeit inne, die es mit allen starken, einschneidenden Erfahrungen gemein hat. Diese Nachträglichkeit läßt sich nur auf paradoxe Weise fassen in Form einer *Wiederholung des Unwiederholbaren*⁸. Würde das singuläre Ereignis nicht wiederholt, so würde es sich verflüchtigen wie ein plötzlich aufscheinender Blitz oder wie der Laut einer Stimme, von dem nichts zurückbliebe als ein *flatus vocis*. Wird es dagegen wiederholt, so geschieht etwas Unmögliches. Diese Unmöglichkeit besagt nicht, daß das Geschehende auf irrationale Weise allen logischen, ontologischen oder praxeologischen Bedingungen widerspricht, sie bedeutet vielmehr, daß sie diese übersteigt. Das Un- der Unmöglichkeit bezeichnet keine Negation, sondern einen Überschuß an gelebter und praktizierter Un-möglichkeit, der über unsere Kräfte geht und sich auf diese Weise unserem Zugriff entzieht, der aber in eben diesem Entzug seine Zugkraft ausübt. Das gleiche Paradox kennzeichnet das bereits erwähnte Unvermögen, gewichtige politische Ereignisse einfach zu vergessen, als handle es sich um sogenannte *faits divers*; dieses Nicht-vergessen-können rührt her von einer Fortwirkung des Singulären, das nicht vergehen will. Würden wir es vergessen, so würden wir uns selbst vergessen.

Die Wirkung des Festlichen, die ihre Spuren in uns hinterläßt, äußert sich unmittelbar in Form einer Überraschung, die als Glücksfund, als Geschenk oder als Rettung aus der Gefahr unsere eigenen Planungen und Fertigkeiten durchkreuzt. Sie äußert sich auch im Nachbeben eines Schreckens, der uns in den Gliedern steckt und im äußersten Fall eine Traumatisierung hervorruft. Jede solche Nachwirkung stellt sich als eine Art von Fremdwirkung dar, der wir wohl oder übel ausgesetzt sind und die in uns fortdauert. Wenn selbst ein Friedensschluß gefeiert wird, obwohl er doch den Zwist beendet, dann hat dies seinen Grund darin, daß nichts Gemeinsames, das zwischen uns zustande kommt, je durch ein unverbrüchliches Vertragsrecht abgesichert ist. Kein Vertrag kann die Einhaltung seiner selbst garantieren. Verträge können gebrochen werden, sie sind nicht aus Stahl. Daß ein solcher Bruch nicht geschieht, ist immer wieder Grund zum Feiern. Dem entspricht im religiösen Bereich die feierliche Gelübdeerneuerung. Gefeiert wird nur, was nicht auf festem Boden steht und was wie alles Große hinfällig, gefährdet ist (*ἐπισημῶν*)⁹.

Wie aber steht es mit dem Überaufgebot von Siegesfeiern, die sich in kriegerischen Zeiten häufen? Siegesfeiern haben etwas zutiefst Zweischeidiges; des einen Sieg ist des anderen Niederlage, des einen Freud ist des anderen Leid. Aus Siegesparolen, wie wir sie

⁷ Vgl. M. MERLEAU-PONTY, *Phénoménologie de la perception*, Gallimard, Paris 1945, S. 280: Jede Reflexion bezieht sich auf einen unreflektierten Untergrund, «qui constitue pour elle comme un passé originel, un passé qui n'a jamais été présent».

⁸ Zu diesem Motiv, das von Kierkegaard und Heidegger bis zu Deleuze und Derrida vielfache Beachtung gefunden hat, vgl. die Erläuterungen des Verfassers in: *Vielstimmigkeit der Rede*, Suhrkamp, Frankfurt a.M. 1999, Kap. 6: *Die verändernde Kraft der Wiederholung*.

⁹ Daß Heidegger diesen Satz aus Platons *Politeia* (497d 9) im Schlußsatz seiner Rede, «gehalten bei der feierlichen Übernahme des Rektorats der Universität Freiburg i. Br. am 27.5.1933», mit «Alles Große steht im Sturm» wiedergibt, zeigt, wie sehr sich sein Ton bereits künftigen Siegesfeiern annähert.

häufig zu hören bekommen, spricht eine Mischung aus Gedankenlosigkeit und Herzlosigkeit, die sich nicht selten höherer Weihen erfreut. Ich komme täglich an einer Schwabinger Kirche vor bei, an deren Fassade in klassisch-lakonischem Latein zu lesen ist: «*Invictis victi victuri* – Den Unbesiegten die Besiegten, die siegen werden». Unterlegene von heute, die sich unbesiegbar dünken, reichen künftigen Siegern die Hand. Die Tatsache, daß man Siege *über Andere* feiert, versteckt sich hinter der Siegespose, die in Kriegsdenkmälern aller Länder zur Schau gestellt wird. Damit kommen wir zu unserem zweiten Gesichtspunkt.

2. Feste miteinander und gegeneinander

Kann man Feste allein feiern? Vielleicht feiert die Natur ihre eigenen Feste, wenn wir sie sich selbst überlassen, so wie es Friedrich Hebbel in seinem Gedicht *Das Herbstbild* vorschwebt: «O stört sie nicht die Feier der Natur, / Dies ist die Lese, die sie selber hält, / denn heute löst sich von den Zweigen nur, / was vor dem milden Strahl der Sonne fällt». Doch für uns Menschen, die wir diese Feier der Natur miterleben, gleicht eine Selbstfeier dem Selbstgespräch. Sie setzt eine Selbstspaltung voraus. Wer ganz und gar eins ist mit sich selbst, kann weder mit sich sprechen noch mit sich feiern. Wer mit sich selbst spricht oder feiert, ist zugleich Adressant und Adressat, doch diese beiden Instanzen decken sich nicht. Der Spalt, der das redende und handelnde Selbst durchzieht, entspricht dem Faktum der Geburt als einem Immer-schon-begonnen-haben. Wer seinen Geburtstag feiert, feiert, was ihm oder ihr in eigener Person widerfahren ist, nicht aber, was man aus freien Stücken getan hat. Diese Urfeier gehört zur Vor- oder Frühzeit des Ich, von der wir uns niemals völlig emanzipieren werden. Jede Geburtstagsfeier hat deshalb deutliche Züge einer Fremdheitsfeier. Dabei kommt nicht nur das Ich als Fremder ins Spiel, es kommen andere Fremde hinzu, seien es Eltern, Geschwister und Verwandte aus der familiären Nahwelt, seien es Mitmenschen aus der weiteren Mitwelt, Vorwelt und Nahwelt. Andere treten auf als Schicksalsgenossen, als *consortes*, noch bevor wir uns ausdrücklich mit ihnen verständigen oder von ihnen entzweien. Man kann nicht allein feiern, weil man nicht als *solus ipse* lebt und jedes ζῆν ein συζῆν, jedes εἶναι ein συνεἶναι einschließt. Das Festmahl, das von alters her zur Festlichkeit gehört, vollzieht sich nicht nur gemeinsam, es ist auch in besonderem Maße gemeinschaftsstiftend, ähnlich wie das wiederholte Salzessen, das laut Aristoteles zu den sprichwörtlichen Zeichen einer dauerhaften Freundschaft zählt¹⁰.

Jegliches Mit, das ein soziales Band knüpft und bewahrt, entspringt dem, was uns gemeinsam widerfährt. Das Feiern steht in engem Zusammenhang mit dem *Pathischen*, mit einer Affektion, die als Koaffektion, als Mitfreude und Mitleiden, Mitlieben und Mithassen tiefer reicht als jeglicher Konsens und Dissens¹¹. Eben deshalb liegt auf allem

¹⁰ ARISTOTELES, *Nikomachische Ethik*, VIII, 4, 1156b 27f.; Vgl. dazu vom Verfasser *Sinne und Künste im Wechselspiel. Modi ästhetischer Erfahrung*, Suhrkamp, Berlin 2010, Kap. 12: *Fremdspeise und Tafelkünste*.

¹¹ Zur Koaffektion als einer pathischen Form der Sozialität vgl. vom Verfasser *Sozialität und Alterität. Modi sozialer Erfahrung*, Suhrkamp, Berlin 2015, Kap. 2: *Koaffektion und Kointention*. Diese Koaffektion

Feiern ein Hauch von Archaik. Im Feiern sind wir älter als wir selbst. Die Koaffektion kann von politischen oder kriegerischen Großereignissen ausgehen wie vom Ausbruch eines Weltkriegs oder von sintflutartigen Überschwemmungen, oder aber von lokalen Glücks- und Unglücksfällen, in die wir als Einzelne verwickelt sind. Werden Feste gefeiert, so betrifft dies vielfach Menschen, die einem gemeinsam erlittenen Unheil entronnen sind und die – wie in Giuseppe Ungarettis Gedicht *Allegria di naufragi* – sich fühlen «wie nach dem Schiffbruch ein überlebender Seebär – *come dopo naufragio un superstite lupo di mare*»¹². Doch auf das, was uns zusammen mit Anderen zustößt, antwortet jeder Betroffene auf seine besondere Weise. Damit werden der Gemeinsamkeit des Feierns Grenzen gesetzt. Es gibt kein kollektives Subjekt, kein Volk, das unisono feiert, sondern es sind Einzelne, die „wir“ sagen und miteinander als „wir“ feiern. Dies schließt nicht aus, daß Festteilnehmer sich in einen kollektiven Rausch steigern, in dem Eigenes mit Fremdem verschmilzt. Doch ein Ich, das *sich* in der Masse *verliert*, ist mehr als bloßer Teil einer Masse, die ihm als Alibi dient.

Der soziale Charakter des Festes stellt uns vor weitere Fragen. Émile Durkheim betrachtet das Fest als einen «geregelten Tumult», in dem die Welt im Ganzen aus den Fugen gerät¹³. Die sozialen Bande verschwinden ebensowenig wie der Realitätsbezug, aber sie lockern sich, sie verlieren ihre Selbstverständlichkeit. Im Fest nimmt die Ordnung einen spielerischen Charakter an; aber das Spiel, das sich hier andeutet, ist kein bloßes Kinderspiel, falls es so etwas wie ein „bloßes Spiel“ überhaupt gibt; das Spiel ist wie schon bei Platon des Ernstes Bruder. Zeitweilig geht es auf Festen drunter und drüber wie im Treiben des Karneval, in dem eine «fröhliche Relativität jeder Struktur und Ordnung» ihren Ausdruck findet¹⁴. Den Kontrast zu anarchischen Festen, in denen Maskenspiel und Gelächter vorherrschen, bilden künstlich verordnete Feste wie der Nürnberger Parteitag, auf dem einst Uniformen und Marschkolonnen die Szene beherrschten, oder martialische Militärparaden, wie wir sie auch heute noch erleben. Was in solchen Fällen den Ton angibt, ist eine quasi-religiöse Liturgie, eine politisierte Ästhetik und ein ideologisch geprägter Zwang, mit allen möglichen Mischungen. Im monarchischen Zeitalter verschmolzen an des Kaisers Geburtstag großfamiliäre und politische Züge zu einem völkischen Amalgam, das nicht selten die Züge eines aggressiven Nationalismus annahm. Von einer allgemeinen festlichen Unschuld kann keine Rede sein.

Was spezielle Siegesfeiern angeht, so haben sie durchweg etwas Maßloses. Strenggenommen handelt es sich um *Gegenfeiern*. Man erinnert an die Besiegung oder auch an die Vernichtung des Feindes. Im deutschen Kaiserreich feierte man den am 2. September 1870 errungenen Sieg über das französische Heer als Sedanstag. Die Sache wird nicht besser, wenn die übrigen Kriegsparteien sich von ähnlichen Leidenschaften

gehört zur Wahrheit des Gefühls, die Ugo Perone in ein helles Licht gerückt hat: U. PERONE, *La verità del sentimento*, Guida, Napoli 2008.

¹²Ich zitiere Ungaretti nach der Übersetzung von Ingeborg Bachmann: G. UNGARETTI, *Gedichte*, Suhrkamp, Frankfurt a.M. 1961.

¹³É. DURKHEIM, *Die elementaren Formen des religiösen Lebens*, Übersetzung L. Schmidts, Suhrkamp, Frankfurt a.M. 1981, S. 297.

¹⁴Zu den umstürzlerischen Gepflogenheiten des Karnevals vgl. M. BACHTIN, *Probleme der Poetik Dostoevskijs*, Ullstein, Frankfurt a.M.-Berlin-Wien 1985, S. 136-148, hier S. 139.

leiten lassen und jede Nation zu ihrem eigenen Kriegsgott betet. In den Isonzoschlachten des Ersten Weltkrieges kam es dazu, daß zwei Schriftsteller wie Musil und Ungaretti sich, ohne es zu wissen, an gegnerischen Fronten gegenüberstanden. Die Fortsetzung des Kriegs mit propagandistischen Mitteln hat uns Europäern für lange Zeit eine Mischung aus Kreation und Destruktion beschert, die sich aus den Quellen einer vitalistisch angeheizten Lebensphilosophie speiste. Die Situation ändert sich, wenn Siegesfeiern in eine gemeinsame Friedensfeier übergehen, so wie es jüngst im Gedenken an die Landung der Alliierten in der Normandie oder an den Angriff der Deutschen auf die polnische Westerplatte geschah. Global gesehen sind dies allerdings nur Hoffnungsschimmer. Zu lernen ist von sportlichen Wettkämpfen. Anders als Kriegsfeinde können Sportgegner miteinander feiern; Verlierer können das verlorene Spiel durchaus als ein „gutes Spiel“ werten, während niemand nach einem verlorenen Krieg von einem „guten Krieg“ reden wird.

Schließlich stellt sich die Frage, wer zur Festgesellschaft gehört und wer sich als Fremdling aus der Gemeinsphäre ausgesperrt fühlt. Ein deutsches Theaterstück, das in der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg spielte, als es wenigen zum Feiern zumute war, trug den Titel *Draußen vor der Tür*. Doch auch in friedlichen Zeiten stellt sich die Frage der Zugehörigkeit. Ich selbst habe erlebt, wie schwarze Einwohner von Harlem die Festparade auf der Fifth Avenue vorbeiziehen ließen, ohne ihre Wohnblocks zu verlassen und ohne an den Feierlichkeiten der Anderen den geringsten Anteil zu nehmen. An Festen läßt sich nicht nur ablesen, wes Geistes Kind eine Gesellschaft ist, sondern auch, was die Mitglieder einer Gesellschaft zusammenhält und wie diese mit Randgruppen und Minoritäten umgeht. Die Politik des Fremden schließt eine Politik des Festes ein. Die Wir-Rede einer Festgesellschaft täuscht, wenn nicht beachtet wird, wer geladen und wer ausgeladen ist und wer das Wort führt. Die Säkularisierung des Politischen, die vielfach mit der Säkularisierung des Religiösen Hand in Hand geht, hat dazu beigetragen, die Quellen für eine öffentlich angeheizte Fanatisierung festlicher Gefühle zu verstopfen. Doch sie läuft Gefahr, im Zuge der gebotenen Ernüchterung die Quellen der Festlichkeit versiegen zu lassen. Eine normalisierte und zunehmend digitalisierte Gesellschaft hat am Ende überhaupt nichts mehr zu feiern, während eine in Eigeninteressen zersplitterte Gesellschaft nichts Gemeinsames zu feiern hat. Feste können ausfallen, und sie können durch Surrogate ersetzt werden, so etwa durch neuheidnische Sonnenwendfeiern, durch Eskapaden von Hooligans und durch andere Gewaltorgien.

3. Glanz des Festlichen

Die Unruhe, die das Festliche auszeichnet, resultiert aus seinem Übergangscharakter, der ihm einen Ort auf der Schwelle zwischen dem Ordentlichen und dem Außerordentlichen, zwischen dem Normalen und dem Anomalem zuweist. Feste lassen sich nur begrenzt in feste Formen gießen und auf Zeremonien festlegen. Ich unterscheide daher zwischen spezifisch *institutionellen Festen*, die ihren Ort, ihre Zeit und ihren Festcharakter haben, die sich in einem Festrahmen bewegen, die förmlich

angekündigt und veranstaltet werden, und einer frei flottierenden *Qualität der Festlichkeit*. Auf ähnliche Weise pflegt man zwischen dem Politischen und der offiziellen Politik, zwischen dem Künstlerischen und den Werken der Kunst, zwischen dem Spielerischen und geregelten Wettkampfspielen zu unterscheiden. Allen Festen wohnt ein eigener Zauber inne, da sie sich wie Inseln aus dem Meer des notwendig Geforderten und allgemein zu Erwartenden herausheben. Feste sind künstlich geschaffene Enklaven, in denen sich Spielräume des Lebens eröffnen. Doch die Qualität des Festlichen besagt mehr; sie besagt, daß auch normalen Ereignissen und gewöhnlichen Dingen ein geheimer *Glanz* innewohnt, der über das Ziel- und Normgerechte hinausgeht. In seinem Gedicht *Brot und Wein* kündigt Friedrich Hölderlin davon in einer kosmotheologischen Sprache: «Brot ist der Erde Frucht, doch ists vom Lichte gesegnet, / Und vom donnernden Gott kommet die Freude des Weins». Die Aufdeckung des Festlichen setzt voraus, daß die Macht des Alltäglichen suspendiert und der Ernst des Alltagslebens durchbrochen wird. Der Rückgang auf das Phänomen des Festlichen kann als eine Spielart von phänomenologischer Epoché verstanden werden. Diese *Ausschaltung* des Gewöhnlichen setzt sich fort in einer *Einstimmung*, die den Weg zum Festlichen bahnt.

Was den eigentümlichen Glanz des Festlichen angeht, so ist an Platons *Phaidros* zu denken; dort wird dem Schönen eine besondere Leuchtkraft, ein *λαμπρόν* zugeschrieben, das selbst den Ideen eine erotische Anziehungskraft verleiht. Im Lichte eines *splendor veri* ist das Wahre mehr als bloß wahr, das Gute mehr als bloß gut. Bei Kafka dringen Momente dieses Mehr bis in die strenge Sphäre des jüdischen Gesetzes vor; der Mann vom Lande, der endlos vor der Tür des Gesetzes wartet, erkennt mit schwindendem Augenlicht im Dunkel einen «Glanz, der unverlöschlich aus der Türe des Gesetzes bricht»¹⁵. Ähnlich wie in Platons *Politeia* das blendende Licht der Sonne nur indirekt zu schauen ist, ähnlich dringt der Glanz des Gesetzes nur durch die Ritzen der Tür. Die Psychoanalyse lehrt uns, daß Affekte wie Angst, Liebe, Mitleid, Haß oder Eifersucht sich zwar an bestimmte „Objekte“ heften, daß sie aber bis zu einem gewissen Grad frei flottieren. Ähnlich gilt für die Festlichkeit, daß sie sich nicht in Festriten erschöpft, sondern sich ausbreitet, indem sie ringsum eine Atmosphäre der Festlichkeit entstehen läßt. So verwandelt sich während der Salzburger Festspiele die gesamte Stadt in eine Musikstadt, in der es aus allen Ecken und Winkeln tönt, und an den alle zehn Jahre stattfindenden Oberammergauer Passionsspielen beteiligt sich der gesamte Ort, so daß es sein kann, daß man Bühnenfiguren wie dem Petrus in der Bäckerei oder wie der Maria im Kleiderladen begegnet und daß Pilatus im Rathaus residiert.

Darin deutet sich an, daß zur Festlichkeit auch die *Künste* gehören. Sie tragen seit ältesten Zeiten mit Ton, Tanz, Mimik, mit der Ausstattung von Fest- und Theatersälen, mit dem bunten Zubehör von Festkleidern und mit festlichen Spektakeln wie dem Feuerwerk dazu bei, den Festen ein festliches Kolorit zu verleihen. Dabei entspricht der apollinischen Gestaltungskraft, mit der die Künste die Ordnungsschwelle *überschreiten* und fremdartige Formen hervorbringen, ein dionysischer Untergrund, der sich öffnet, wenn die Ordnungsschwelle *unterschritten* wird und die Künste an Chaotisches rühren,

¹⁵ F. KAFKA, *Vor dem Gesetz*, in ID., *Erzählungen*, Fischer, Frankfurt a.M. 1983, S. 121.

das in Traum, Rausch und Orgasmus hervorquillt¹⁶. Die Künste bewegen sich selbst auf einer Schwelle, da ihre Gestaltungskraft den festlichen Anlaß überschreitet. Wir hören Mozarts Krönungsmesse nicht nur als liturgisches Ereignis, und wir betrachten die Wandgemälde der Sistina nicht nur als Wandbildnisse einer Papstkapelle. Zur Kunst gehört, daß sie bis zu einem gewissen Grad sich selbst feiert und nur so auf die Welt und das Leben ausstrahlt.

Doch am Ende ist nochmals zur Vorsicht zu mahnen. Der festliche Zauber wird zum faulen Zauber, wenn er geradewegs künstlich herbeigeführt oder wenn er gänzlich kommerzialisiert wird. Das Festliche ist gleich der Lust bei Aristoteles kein direkt anzusteuerndes Ziel, sondern eine «hinzukommende Vollendung», genauer gesagt: «etwas Hinzukommendes»¹⁷. Dazu gehören auch die Schattenseiten, ohne die all unsere Festlichkeit hohles Getöse oder bloßes Blendwerk wären. Zu den Lebensfeiern gesellen sich die Totenfeiern. Letztere vertragen sich nur dann mit dem Festcharakter, wenn die Toten, von denen wir Abschied nehmen, weiterhin auf gewisse Weise da sind, so wie alles Fremde leibhaftig anwesend ist. Würde der Tod sich auf einen „Realtod“ (Freud) oder auf den apparativ festgestellten Hirntod reduzieren, so gäbe es nichts zu feiern; Totenfeiern böten dann höchstens Trost für die Gemeinde der Hinterbliebenen. Würde umgekehrt das Leben in abgelebten Gewohnheiten versickern, so gäbe es auch nichts zu feiern. Giuseppe Ungaretti schließt sein Gedicht *Sono una creatura* mit den Worten: «Den Tod büßt man lebend ab – *La morte si sconta vivendo*». Sollte er recht haben, so wären Lebens- und Todesfeste nicht strikt voneinander zu trennen. Abschließend gebe ich Marie Louise Kaschnitz das Wort, der badischen Dichterin, die lange in Rom gelebt und diese „Ewige Stadt“ auch gefeiert hat. In einem anspielungsreichen Gedichttext, der den schlichten Titel *Zuweilen* trägt, bekennt sie: «Zuweilen schläft auch der Dichter / Der alte Verderber der Feste / Ausgezählt hat er sich selber / Gesunken ins Sterntalergras»¹⁸. Das „Zuweilen“ schiebt sich mit seinen traumhaft vom Himmel gefallenem Sterntalern hinein in das dichterische Geschäft des Spähens und Schreibens – gleich einem geschenkten Feierabend.

¹⁶ Zum Kontrast von extraordinärer und liminaler Fremdheit, von Ordnung und Chaos, der auch die Struktur des Festes betrifft, vgl. vom Verfasser *Bruchlinien der Erfahrung*, Suhrkamp, Frankfurt a.M. 2002, S. 276-285.

¹⁷ ARISTOTELES, *Nikomachische Ethik*, X, 4, 1174b 33: ὡς ἐπιγγνόμενόν τι τέλος.

¹⁸ M.L. KASCHNITZ, *Dein Schweigen – meine Stimme. Gedichte 1958-1961*, Claassen, Hamburg 1962, S. 103.